

WOLFGANG HOHLBEINS
SCHATTENCHRONIK

Band 10



WOLFGANG HOHLBEINS
SCHATTENCHRONIK

Alisha Bionda & Jörg Kleudgen

VABANQUE



BLITZ



eBooks zu unseren Serien
gibt es beim vph-Verlag
www.vph-ebooks.de

Dieses Buch wurde nach der alten Rechtschreibung gesetzt.

© 2008 by BLITZ-Verlag GmbH
Redaktion: Jörg Kaegelmann
Covergestaltung und Satz: Mark Freier, München
Illustration: Pat Hachfeld (www.dunkelkunst.de)
Druck und Bindung: Drogowiec, EU
All rights reserved
www.BLITZ-Verlag.de
ISBN 978-3-89840-360-3



1. Kapitel

FLUCTUAT NEC MERGITUR

(Von den Wogen geschüttelt, wird es doch nicht untergehen.)

– Inschrift des Stadtwappens von Paris –

Wind brauste tosend auf, als trage er etwas Unheilvolles in die Stadt. Einen Schatten, der kraftvoll mit ausgefransten, gezackten Flügeln schlug und sich mit solcher Sicherheit durch das flüchtigste der vier Elemente bewegte, als sei er darin geboren.

Schon von weitem sah er die schlanke, attraktive Frau, die geduldig auf ihn wartete. Mehr noch, die *er* an diesen Ort zitiert hatte.

Beinahe majestätisch und unbemerkt von den Menschen der Stadt durchbrach er in weiten Bahnen die Wolkenwände, und in dem Moment, da seine Füße den Boden berührten, legten sich seine Schwingen eng an den Rücken und verschmolzen mit ihm.

Seine hagere, hochgewachsene Gestalt verharrte regungslos im schützenden Schatten eines Baumes, bis diese Verwandlung abgeschlossen war. Dann trat er hervor und auf die Wartende zu. Ihr Ausdruck und Verhalten verriet nichts über ihre Gefühle, sagte nichts darüber, ob sie der Zusammenkunft mit freudiger Erwartung entgegensah oder nicht.

Sie stand einem der mächtigsten Wesen der Welt gegenüber. Doch sie kannte auch seine Schattenseiten, sein Inneres, seine Emotionen. Soweit er einen Einblick zuließ.

„Es erfreut mich, daß du pünktlich erscheinst!“ sagte er umständlich. Sie lächelte in sich hinein.

„Was für eine Begrüßung“, dachte sie.

Ein „Schön-dich-zu-sehen!“ aus seinem Munde wäre unvorstellbar gewesen.

WAS BISHER GESCHAH

Die Vampirin Dilara Demimondes bringt Licht in das Dunkel ihrer Vergangenheit und befreit sich vom Einfluß Antediluvians, des Fürsten der Nosferati, der ihr einst durch den Kuß der Verdammnis ewiges Leben schenkte.

Als Gefährten gewinnt sie den jungen Calvin, und mit Hilfe der Cemeteries unter Führung des blonden Vampirs Guardian nehmen sie den Kampf gegen Antediluvian auf. Dieser aber hat andere Pläne. Dilaras Wissen um den aztekischen Sonnenstein ist der Schlüssel zur Erweckung des aztekischen Sonnengottes Tonatiuh. Nachts lockt Antediluvian die Vampirin in das Britische Museum, um dort an einer Mumie das Ritual zu vollziehen. Der Sarkophag birgt jedoch nicht Tonatiuh, sondern seine alte Widersacherin Coyolxa. Als diese erwacht, vernichtet sie Antediluvian.

Einige Monate später werden Dilara und Calvin auf die mysteriöse Luna Sangué aufmerksam, die danach strebt, den Schattenkelch, dessen Besitz ewiges Leben verheißt, zu finden. Während Mick Bondye, der Vampir-Cop, und seine Partnerin Cassandra bei Scotland Yard in die Machtkämpfe der um die Macht Antediluvians streitenden Vampireclans verwickelt werden, folgen Calvin und Dilara der Spur des Schattenkelchs in den französischen Zigeunerwallfahrtsort Les Saintes-Maries-de-la-Mer. Tatsächlich gelingt es ihnen, ihn in Besitz zu nehmen und zu fliehen.

Zurück in London begründen Dilara, Calvin, Guardian, Luna und Mick den Bund der Fünf, indem sie in einem blutigen Ritual die Magie des Kelches entfesseln, die so lange währt, wie der Bund besteht. Dadurch gestärkt lösen Dilara und Guardian den Ältestenrat der Nosferati auf.

Für die Gesellschaft der Schattenwesen scheint eine Zeit des inneren Friedens und der Freiheit angebrochen zu sein, doch in London geschehen rätselhafte Morde, denen ausschließlich Vampire zum Opfer fallen. Die Täter hinterlassen das Zeichen des Drachen. Ausgerechnet in dieser schwierigen Situation beschließt Calvin, in Wales das Schicksal seiner Mutter zu ergründen. Er findet sie und enthüllt dabei eine Reihe unangenehmer Tatsachen über die Ursprünge seiner Familie. Gleichzeitig wird Dilara aus London entführt. Und nur Calvin besitzt das starke emotionale Band, das ihn zu ihr führen könnte. Zusammen mit Mick fliegt er nach Shanghai. Sie stellen den Drachen und befreien Dilara, doch um einen hohen Preis. Ihr Widersacher entflieht während des Kampfes durch das Seelentor. Calvin und Dilara werden in eine unheimliche und fremdartige Welt gerissen, die ihre Verbindung zu zerstören sucht.

In London spitzt sich der Machtkampf zwischen den Clans zu. Larvae schwingt sich zum neuen Herrscher über die Nosferati auf, doch Gegner in den eigenen Reihen planen die Befreiung des Demiurgen, den Antediluvian einst nach wochenlangem Kampf bannte.

Währenddessen gelangen Calvin und Dilara in Düsseldorf durch ein Gegenstück des Seelentores in die Freiheit zurück. Doch hier lauert neue Gefahr, denn der Drache hat diese Entwicklung vorausgehen und einen Verbündeten aus der Schattenwelt auf seiner Seite: den Wiedergänger Peter Kürten, besser bekannt als *Der Vampir von Düsseldorf*. Kürten aber schlägt sich im letzten Moment auf die Seite der beiden und verrät ihnen, daß der Drache nur eine Kreatur fürchtet, einen Vampir nämlich, der nicht sterben konnte, obwohl sein Körper zerlegt und auf verschiedene Orte verstreut wurde ...



„Pünktlich bin ich doch immer!“ Die Stimme der jungen Frau trug eine arrogante Note in sich. Sie verriet Stolz und Intelligenz – eine gefährliche Kombination. Genau das schätzte er an ihr.

„Ja, das bist du. So habe ich es dir schließlich beigebracht!“ lautete seine selbstgefällige Bestätigung. „Wie vieles andere. Und diese Talente wirst du nun anwenden! Du weißt, was ich von dir erwarte!“

„Ja!“ Sie hielt seinem strengen Blick stand und zeigte sich auch von seinem offensichtlichen Befehlston unbeeindruckt.

„Behalte sie im Auge!“ forderte er nachdrücklich. Er brauchte nicht zu erklären, wen er meinte. Seitdem *sie* in der Stadt waren, beobachtete sie die zwei, die nichts von ihrem Schicksal zu ahnen schienen. Beinahe taten sie ihr leid. Besonders der junge Mann. Er gefiel ihr auf eine unerklärliche Art. Sowohl von der Optik als auch durch seine ernsthafte Art, die er offen zur Schau trug. Sie hatte sich schon immer von Männern angesprochen gefühlt, die nicht so oberflächlich und langweilig waren wie ihre Geschlechtsgenossen.

„Warum hast du so lange gezögert, sie zu vernichten?“ Sie war sich nicht sicher, ob sie sich das wirklich wünschte oder lediglich ihren Herrn ihrer Loyalität versichern wollte. In ihrer Stimme schwebten offenkundig Ungeduld und Ärger darüber mit, daß er sich wie meist im Hintergrund hielt, anstatt selbst zu handeln.

„Weil das nicht so einfach ist wie du denkst!“ entgegnete er ungehalten. „Sonst hätte ich sie längst ausgemerzt!“

„Ist es die Macht des Schattenkelches, die sie schützt?“

„Ja! Er stärkt sie – weitaus mehr als sie ahnen!“ Der Fremde lachte auf eine unangenehme Art, die selbst ihr ein Frösteln über den Rücken jagte. „Und das ist der Vorteil, den ich nutzen werde. In diesen beiden schlummert etwas, das uns alle zu Fall bringen könnte. Sie wissen es nur noch nicht! Ich habe sie unterschätzt. Sie und die anderen. Sie sind äußerst gefährlich! Also sieh dich vor!“

Wieder erhob sich das Tosen des Sturmes, als wolle dieser die letzten Worte untermalen.

„Das werde ich!“ Die junge Asiatin zog hochmütig eine Augen-



braue hoch. „Ich bin ihnen gegenüber im Vorteil, denn ich weiß von ihnen, sie aber nicht von mir ...“

„Du darfst sie nicht eine Sekunde lang unterschätzen!“ unterbrach er sie barsch. Danach erklang erneut sein Zischeln, ein sicheres Zeichen dafür, daß ihn etwas in Unmut versetzte. Gleichzeitig war ein Geräusch zu vernehmen, das an Segel im Wind erinnerte. Die junge Frau wußte, daß es von den Schwingen herrührte, die dem Schatten anhafteten, lederartigen Flügeln, dank deren Magie er binnen kürzester Zeit von einem Ort zum nächsten gelangte.

„Verdammte Brut der Nacht!“ stieß er mit allem Haß, der ihm innewohnte und ihn seit Jahrzehnten antrieb, hervor. „Vereint sind sie noch schlimmer!“

„Ich dachte, du hättest dieses Band jenseits des Seelentores zertrennt!“

„Der Ansicht war ich auch. Offenbar ist es mir nicht vollends gelungen. Eine Unzulänglichkeit, die mich zugegebenermaßen erzürnt. Einen weiteren derartigen Fehler werde ich mir nicht erlauben. Es wird Zeit, das Problem zu lösen!“

Die Frau lächelte spöttisch in sich hinein. Nach außen zeigte sie keine Gefühle. Nicht *ihm* gegenüber. Gefühle bedeuteten immer Schwäche.

„Die beiden dürfen nicht an ihr Ziel gelangen!“ sagte er. „Das muß um jeden Preis verhindert werden!“

„Warum erledigst du das nicht selbst, wo dein Haß auf sie so groß ist?“ stellte sie nun doch die Frage, die ihr die ganze Zeit auf ihrer schwarzen Seele gebrannt hatte. „Wäre es nicht eine Genugtuung für dich? Warum gehst du die Gefahr ein, daß sie deinen größten Widersacher wiedererwecken ...“ Sie stockte, als befürchte sie, zu weit gegangen zu sein. Doch als ihr Gegenüber schwieg, dachte sie ihren Gedanken laut zu Ende: „Warum hat er ausgerechnet *deine* Familie ausgelöscht? Und aus welchem Grund hat er dich verschont?“

Er ging nur auf die letzte Frage ein – mit einem amüsierten Unterton: „Wäre es dir lieber, er hätte auch mich vernichtet?“

„Natürlich nicht!“ entgegnete sie scharf und blitzte ihn wütend an.



„Gut. Ich werde all deine Fragen beantworten, wenn es an der Zeit dafür ist!“

Sie kannte das und wußte, daß es dann wohl nie ‚an der Zeit‘ sein würde. Er hütete das Geheimnis um die Nacht, die sein Leben so grundlegend verändert hatte, wie ein kostbares Kleinod. Sie fragte sich, aus welchem Grund das geschah. Würde es ihn nicht stärken, wenn er sie ins Vertrauen zog?

„Enttäusche mich nicht, wie all die anderen vor dir es taten!“ sprach er in ihre Gedanken hinein.

„Das werde ich nicht!“ Sie strich sich die glatten Haare zurück und blickte trotzig in die Dämmerung. Die unverkennbare Silhouette ihrer Stadt begann eins zu werden mit der darauf lastenden Finsternis. Erste Lichter flackerten auf.

„Du wirst stolz auf mich sein!“

Sie erwartete eine Erwiderung.

Doch die blieb aus.

Der geflügelte Schatten hatte sich in den Nachthimmel erhoben.



Frankreich, Paris, Mai 2007

Dilara und Calvin standen Hand in Hand am Ufer der Seine und betrachteten den Eiffelturm, der sich hell erleuchtet in den Nachthimmel erhob.

„Fast so kitschig wie auf den Postkarten!“ entfuhr es Calvin, der sich immer schon gefragt hatte, was die Faszination des Wahrzeichens von Paris ausmachte.

Dilara war nicht in der Stimmung zu reden. Sie hätte viel lieber einfach Calvins Nähe genossen. Seitdem sie Düsseldorf fluchtartig in Richtung Paris verlassen hatten, war es das erste Mal, daß sie zur Ruhe kamen.



„Und wahrscheinlich für lange Zeit auch das letzte Mal“, dachte sie verdrossen. Dann wanderten ihre Gedanken zu Mick, der erst einmal zurück nach London geflogen war. Erstens setzte ihn sein Vorgesetzter im Yard unter Druck, und zweitens wollte er Guardian von dem Widersacher des Drachen berichten, dessen Herz laut den Worten Peter Kürtens irgendwo in Paris auf geweihtem Boden ruhen sollte.

Der Widersacher ... die Geschichte, die ihnen Kürten aufgetischt hatte, mutete wie ein Märchen an. Wenn es Lee Khan nicht gelungen war, ihn zu vernichten, als er seinen Körper in mehrere Teile zerlegte, mußte er über eine ungeheure Macht verfügen. Mick wollte zusammen mit Guardian mehr über *ihn* herausfinden, der für sie zu einem wichtigen Verbündeten werden konnte.

Dilara seufzte. Wann würde wieder so etwas wie „Normalität“ in ihr Leben einkehren? Ihr fehlte die Ruhe ihres Hauses in der Park Lane. Die Nächte mit Calvin in der Kissenlandschaft des Kaminzimmers, wenn sie einfach nur aneinandergeschmiegt dalagen und den Wünschen und Leidenschaften ihrer menschlichen Körper gehorchten.

Wieder entließ sie einen Seufzer und preßte sich enger an ihren Gefährten.

Calvin umschlang ihre Taille und raunte: „Was bedrückt dich?“

Die Frage war überflüssig, denn er kannte die Antwort längst.

„Wer weiß, was uns in nächster Zeit noch bevorsteht“, dachte er und hätte am liebsten selber aufgeseufzt. Auch er sehnte sich nach jenen vergangenen Tagen in London, die ein halbes Leben zurückzuliegen schienen.

Sein Blick schweifte wieder zu der beleuchteten Stahlkonstruktion.

„Diese Scheußlichkeit wird auch bei Nacht nicht schöner“, sagte er, nur um die Stille nicht ertragen zu müssen.

Dilara bedachte Calvin mit einem koketten Augenaufschlag.

Sie liebte es nach wie vor, mit ihm zu flirten. Daß sie noch immer eine so starke Wirkung auf ihn ausübte, nährte ihr Selbstwertgefühl.

„Wenn das der gute Gustave Eiffel hören würde!“ kicherte sie und



drohte Calvin neckisch mit dem Zeigefinger. „Du hast eine böse Zunge, Cal!“

Er grinste breit. „Sei doch mal ehrlich, ... findest du ihn etwa schön?“

„Also, ich habe mal gelesen, daß knappe sechs Millionen Besucher jährlich von da oben aus auf die Stadt hinabblicken.“ umfaßte mit beiden Armen Calvins Taille und legte ihren Kopf an seine Schulter. Sie mußte plötzlich wieder an Peter Kürten denken, den unscheinbaren Mann, der als Vampir von Düsseldorf mehr als einmal ihren Weg gekreuzt und offenbar echte Liebe für sie empfunden hatte.

Schlußendlich hatte seine Seele doch noch ihren Frieden gefunden.

Calvin spürte dank ihrer telepathischen Verbindung, was in Dilara vor sich ging. Er löste sich von ihr und sah sie ernst an. „Laß uns diese Nacht genießen. Wer weiß, was uns als nächstes bevorsteht.“

„Wenig Gutes, fürchte ich ...“

„Ja, mir geht es genauso. Bist du sicher, daß uns deine Freundin aufnimmt?“ Calvin blickte seine Gefährtin zweifelnd an. Sie mochte diese Ernsthaftigkeit ebenso wie das spitzbübische Lächeln, das von Zeit zu Zeit über seine Züge glitt. Er wirkte dann wie ein kleiner Junge, der soeben etwas ausgeheckt hatte. „Also, was du mir erzählt hast ... eine Künstlerin ... Du scheinst dich sehr zu den schönen Künsten hingezogen zu fühlen. Erst dieser Punksänger, nun eine Bildhauerin ... wer weiß, was du noch alles in petto hast ...“

„Stimmt, mich ziehen kreative Menschen an ... So war es schon immer.“ Dilara zwinkerte Calvin zu. „Und Nuit wird dir gefallen!“ Wieder zwinkerte sie ihm zu. „Hoffentlich nicht zu sehr!“

Er ging nicht darauf ein. In diesem Punkt war er empfindlich. Selbst im Scherz vertrug er es nicht, wenn Dilara an seiner Liebe und Loyalität zweifelte.

„Nuit ...“, sagte er gedehnt.

„Ist das nicht passend?“ Dilaras grüne Augen flackerten in der Dunkelheit auf.

„Hehe!“ Calvin lachte und warf den Kopf zurück, so daß seine lan-



gen Reißzähne sichtbar wurden, was Dilara daran erinnerte, daß sie bald auf Nahrungssuche gehen mußten. Besonders wenn sie daran dachte, was ihnen womöglich bevorstand. Da galt es, zuvor Kraft zu schöpfen.

„Ja, das ist wirklich passend. Dann stell’ mir deine Freundin mal vor!“

Dilara nickte. „Das werde ich, aber vorher sollten wir ...“

Calvin biß ihr neckisch in den Hals und flüsterte: „...uns stärken!“



„Deine Freundin lebt ja am richtigen Ort.“ Calvin klang wahrlich begeistert, was Dilara erstaunte, da sie wußte, wie wenig es ihm gefiel, sich tagsüber durch das städtische Gewühl zu kämpfen. Doch offenbar sprach die Atmosphäre des Viertels, durch das Dilara ihn führte, irgend etwas in ihm an. Sie spürte dies besonders deutlich, als sie die *Rue de Rivoli* entlangschlenderten und an dem *Jardin des Tuileries* vorbeikamen. Calvin liebte solche grünen Oasen in Großstädten, weil er dort die nötigen Rückzugsmöglichkeiten fand, die seine Seele benötigte. Hin und wieder wollte er für sich alleine sein. Dann durfte nicht einmal Dilara ihn stören.

Obwohl er lange in London gelebt hatte, fühlte er sich der regen Betriebsamkeit des Stadtlebens sehr rasch ausgeliefert, selbst nachts, wenn sie gemeinsam auf Jagd gingen.

Sie erreichten den *Place des Pyramides*, von dem aus die Straße abzweigte, in der Dilaras Freundin wohnte. Bevor sie ihrem Verlauf folgten, deutete Dilara in Richtung des *Musée des Arts Décoratifs* und verzog ihren Mund zu einem verführerischen Lächeln. „Ja, Nuit lebt wirklich sozusagen am richtigen Ort. Ich bin gespannt, was sie von dir hält!“

Calvin zog eine Grimasse. „Das sind ja schöne Aussichten. Ich sehe mich schon den kritischen Augen zweier Weiblichkeiten gegenüber.“



Dilara zwinkerte ihm zu. „Das stehst du doch durch wie ein Mann!“

Calvin sparte sich jeden weiteren Kommentar und betrachtete seine Gefährtin.

Dilara hatte darauf bestanden, sich neu einzukleiden, bevor sie von Düsseldorf nach Paris flogen. Glücklicherweise besaß Calvin noch immer die Kreditkarte seines Vaters. Dilara hatte keine echte Beziehung zu Geld. Seit sie ein Paar waren, hatte er immer mehr alle Bankgeschäfte und sonstigen administrativen Angelegenheiten unter seine Fittiche genommen, denen Wesen wie sie ebenso unterworfen waren wie Sterbliche, wenn sie so lebten wie Dilara und Calvin und sich der Welt nicht verweigerten wie Guardian, der es bevorzugte, sich in sein unterirdisches Refugium zurückzuziehen.

Calvin hatte sich zwei Schritte zurückfallen lassen und musterte seine Gefährtin. Ihre schier endlosen Beine steckten in einem weiten schwarzen Rock, der bis an ihre Knöchel reichte und ebenso wie ihr langes Haar im Wind flatterte. Das enge weinrote Mieder, das sie als Oberteil trug, betonte ihre zierliche Taille und war wohl einer der Gründe dafür, daß sie mehr Männerblicke auf sich zog, als es Calvin lieb war. So sehr es ihn ansprach, wenn sie mit ihm flirtete, so sehr störte es ihn, wenn sie es mit anderen Männern tat. Dabei wußte er genau, daß es für sie ein Spiel ohne tiefere Bedeutung war.

„Warst du eigentlich oft in Paris?“ fragte Calvin lauernd.

Dilara nickte, und das für sie typische Funkeln trat in ihre Augen. „Ich liebe diese Stadt!“ gestand sie und neigte den Kopf. „In den letzten Jahren war ich häufiger hier ...“

„Und da ist dir diese Nuit begegnet?“

Dilara nickte. „Ja. Wir sind zwar sehr verschieden, aber dennoch mag ich sie.“ Sie legte eine Pause ein. „Und ihre Kunst.“ Ein Lächeln huschte über ihre Gesichtszüge, als erinnere sie sich an etwas Schönes.

„Wie lange kennst du sie denn?“

„Nicht lange. Ich habe sie 2002 auf einem Festival kennengelernt und danach nur noch einmal gesehen, kurz bevor ich dich kennenlernte.“



„Und was habt ihr da Wildes getrieben?“ Calvin fiel immer wieder auf sie herein, wenn sie es darauf anlegte, seiner Eifersucht Nahrung zu geben.

„Och, nichts Besonderes“, Dilara gluckste amüsiert. „Wir waren damals auf dem Kulturtrip!“

„Was habe ich mir denn darunter vorzustellen?“ Calvin wollte es wieder einmal genau wissen. Manchmal hatte Dilara das Gefühl, daß er wirklich alles über sie erfahren wollte. Sie war sich noch nicht schlüssig, ob ihr der Gedanke gefiel.

„Während sich Nuit im Museum herumgetrieben hat, habe ich die *Bibliothèque National* unsicher gemacht.“ Dilaras Zeigefinger deutete auf einen imaginären Punkt am Ende der *Rue des Pyramides*. „Wenn du der Straße folgst und nach rechts in die *Rue des Petits Champs* biegst, kommst du direkt zur Bibliothek.“

Calvin schloß zu ihr auf und ergriff ihre Hand. Er küßte Dilara demonstrativ, weil ihr ein vorbeisclendernder Mann einen Blick zuwarf, der Calvin eindeutig zu frech vorkam.

Die Vampirin hatte das nicht einmal wahrgenommen. Ihre Schritte beschleunigten sich, bis Calvin den Eindruck gewann, ihre Füße berührten kaum noch den Boden. Er ahnte, daß sie sich ihrem Ziel näherten.

Plötzlich blieb Dilara vor einem Altbau mit wunderschön verzierten Erkern stehen.

„Das ist es! Nuit lebt in der Parterre.“ Während Dilara schon den Klingelknopf drückte, sprach sie weiter: „Sie hat ihr Atelier in einem Anbau. Du mußt dir ihre Skulpturen ansehen, sie ...“

Ein metallisches Schnappen erklang. Dilara drückte die Eingangstür auf und zerrte Calvin hinter sich her zur linken Wohnungstür, die sich schwungvoll öffnete.

Und dahinter stand Nuit. Eine kleine, etwas dralle Person mit halblangem, hennagerötetem Haar. Stufig geschnittene Ponyfransen fielen über ihre dunklen Augen, die sie mit schwarzem Kajal betont hatte. Zuviel Kajal, wie Calvin fand, der stark geschminkte Frauen noch nie gemocht hatte.



„Nuit!“ rief Dilara aus, und man konnte deutlich die Freude über das Wiedersehen in ihrer Stimme hören.

„Lara?“ Ehe Dilara antworten konnte, hatte sich die Französin auf die Zehenspitzen gestellt und Dilara temperamentvoll umarmt. „Lara! Wie schön, dich zu sehen!“ Sie drückte die Vampirin herzlich. Erst jetzt bemerkte sie Calvin, der sich diskret im Hintergrund gehalten hatte.

„Ohooo!“ Nuits Augen wurden größer. „Wen hast du denn da mitgebracht? Hey, der ist ja voll und ganz meine Kragenweite ...“

Dilara versetzte ihrer Freundin von hinten einen derben Stoß in die Seite. „Ich helfe dir gleich! Das ist meiner! Wenn du auch nur eine Fingerspitze an ihn legst, befördere ich dich ins Jenseits!“

Calvin räusperte sich. Er schätzte es nicht, wenn seine Gefährtin ihn wie ihr Eigentum behandelte, auch wenn er wußte, wie sie es meinte und es ihm gefiel, wie stolz sie auf ihn war.

Nuit lachte liebenswürdig und bedeutete den beiden mit einer Handbewegung, ihr in die Wohnung zu folgen. „Ich würde dich gerne begrüßen, erhabener Jüngling, aber ich fürchte um mein Leben, wenn ich dir die Hand reiche“, erklärte sie theatralisch. Sie grinste zuerst Dilara, dann Calvin an.

Da Dilara es versäumte, hielt dieser es für an der Zeit, sich vorzustellen. „Mein Name ist Calvin Vale!“ Er hielt der quirligen Künstlerin die Rechte hin.

Nuit ergriff sie und verspürte den jähen Wunsch in sich, Calvin zu zeichnen. Ihn in Öl festzuhalten. Besser noch: zu modellieren. Er entsprach zwar eigentlich nicht ihrem üblichen Beuteschema, doch sie fand den Mann, den Dilara da an ihrer Seite hatte, höchst anziehend. Er sprach ihre Künstlerseele an.

Sie führte ihre beiden Überraschungsgäste in einen großen Wohnraum. In einer Ecke hing eine Hängematte, die von großen Yuccapalmen gesäumt wurde. Ein kleiner Dschungel mitten in einer Pariser Stadtwohnung. Überall standen Skulpturen, von denen Calvin vermutete, daß sie von Nuit selbst geschaffen worden waren. Sie waren der krasse Gegensatz zu der Künstlerin, die so bunt und schrill wirkte,



als sei sie soeben aus der Flower-Power-Zeit in die Gegenwart gestürzt.

Ihre Figuren bestachen durch klare Formen und eine minimalistische Schlichtheit.

Calvin setzte gedanklich einen Pluspunkt auf seine Liste. Hinter dieser Frau steckte womöglich mehr, als ihr Äußeres erwarten ließ.

Nuit bugsierte ihre Gäste in eine gemütliche Sitzecke und sah Dilara erwartungsvoll an. „Wie lange bleibst du dieses Mal?“ fragte sie geradeheraus und fuhr, ohne eine Antwort abzuwarten, an Calvin gewandt fort: „Hat sie immer noch die Angewohnheit, von einer Sekunde auf die nächste zu verschwinden?“

Calvin mußte grinsen. „Gelegentlich!“

„So schlimm bin ich nun auch wieder nicht!“ verteidigte sich Dilara halbherzig; sie wußte, daß ihr Nuit nie nachgetragen hatte, wenn sie bei Nacht und Nebel verschwunden war. Und Calvin ... Dilara tastete nach der Hand ihres Gefährten.

Nuit nahm auch diese stille Geste wahr. Eine, die für sie neu an Dilara war.

„Sie hat sich verändert“, dachte sie, „und ihre Schönheit ist präsenter geworden.“

„Können wir einige Tage bei dir unterschlüpfen?“ fragte Dilara.

Nuit lachte. „Natürlich. Seit wann stellst du denn solche Fragen? Das weißt du doch. Du kannst kommen, wann immer du willst.“ Sie klatschte impulsiv in die Hände und sprang auf. „Kommt, ich zeige euch euer Zimmer. Es ist dasselbe, in dem du vor fünf Jahren gewohnt hast, Dilara. Allerdings hat sich seitdem einiges darin verändert. Mein Gott, mir kommt es vor, als hätten wir uns zu Zeiten Napoléons das letzte Mal gesehen ...“

Dilara antwortete nicht. Sie hatte plötzlich Bilder vor Augen, an die sie sich seit vielen Jahren nicht mehr erinnert hatte. Bilder einer so fernen Zeit, daß sie ihr wie die Photographien eines Traumes erschienen.



Frankreich, Paris, 02. Dezember 1804

Die *Auberge St.-Etienne* war wie die meisten der Stadt in diesen Tagen bis zur Besenkammer ausgebucht. Dilara hatte es Antediluvians weit reichendem Arm zu verdanken, daß sie ein kleines Zimmer unter dem Dach bekommen hatte, das einigermaßen sauber und trocken war.

Sie trat ans Fenster und blickte hinaus auf die Straße, in der sich Menschen aller Bevölkerungsschichten drängten. Für sie war die Krönung eine Art Volksfest.

Menschen ... Dilara fühlte sich nicht länger wie eine von ihnen. Nein, *Welten* trennten sie von denen dort draußen.

Sie erinnerte sich daran, wie Antediluvian sie zu sich bestellt hatte. Durch einen Boten hatte er ihr mitteilen lassen, er wünsche sie am nächsten Tag um drei Uhr nachmittags in der naturkundlichen Sammlung Sir Hans Sloanes in Chelsea zu treffen.

Dilara fragte sich, was es ausgerechnet zwischen verstaubten Steinen, ausgestopften Tieren und all dem Ramsch, den der Doktor von seinen Reisen mitgebracht hatte, Wichtiges mitzuteilen gab, und warum ihr Meister sie nicht in sein Refugium in den Krypten der St. Pauls-Kathedrale rief.

Als sie sich dem Eingang des Gebäudes näherte, wartete ein nobel gekleideter Mann mit hohem Zylinder auf sie, den sie zuerst gar nicht als ihren Herrn erkannte. Seine Augen verbarg er hinter einer Brille mit dunkel getönten Gläsern, die Hände steckten in schwarzen Lederhandschuhen. Seine Haltung war die eines Adligen. Die des Fürsten der Nosferati.

Alleine die Vorstellung, wieviel Mühe es ihn gekostet haben mochte, das lange, kunstvoll geflochtene Haar unter dem Hut zu bändigen, erheiterte Dilara.



Sie mußte bei diesem Gedanken wohl unwillkürlich lächeln, denn Antediluvian begrüßte sie mit den Worten: „Es freut mich, dich so gut gelaunt zu sehen, Dilara!“

„Ganz zu schweigen von meiner Freude!“ entgegnete die Vampirin übermütig. Sie machte inzwischen keinen Hehl mehr aus ihrer Ablehnung gegenüber Antediluvian, dem sie durch Blutsbande und die Tatsache, daß er einst das Leben gerettet hatte, zur Treue verpflichtet war.

Der Nosferatu ignorierte den spöttischen Tonfall.

„Wir wollen hineingehen!“ Galant lud der Uralte sie ein, das kleine Privatumuseum zu betreten, indem er ihr die Tür aufhielt. „Nach Ihnen, Miß.“

Voller Unmut betrat Dilara das düstere Kabinett, gefolgt von dem massigen Schatten des Nosferatu, der auch noch den letzten Rest Heiligkeit auszusperren schien, bevor er die Tür hinter sich schloß.

Ihre Augen benötigten nur einen Augenblick, um sich an die veränderten Lichtverhältnisse zu gewöhnen. Neben einigen Nachteilen brachte das Vampirdasein eben auch Vorteile mit sich.

Antediluvian zahlte das Eintrittsentgelt, dann führte er Dilara zielstrebig durch mehrere Räume, in denen bunte Tonscherben, zerbrechliche Vogeleier, glitzernde Mineralien und viele andere skurrile Dinge in scheinbarer Unordnung in Regalen und Schaukästen lagen.

„Ich wollte dich hier treffen, weil ich dir etwas zeigen möchte“, raunte der Nosferatu der attraktiven Vampirin zu. „Und weil wir hier ungestört sind.“

Ungestört, ja, das waren sie allerdings zu dieser Stunde. Sie waren die einzigen Besucher der Ausstellung, und die Gefahr, belauscht zu werden, schien eher gering. Daß Antediluvian trotzdem flüsterte, mußte an der Atmosphäre dieses durchaus ehrwürdigen Ortes liegen.

Der Vampirfürst blieb vor einem Schaukasten stehen. Durch hohe Fenster fiel das Licht des Nachmittags in goldenen Bahnen in diesen Raum. Wie zufällig traf einer der Sonnenstrahlen das Exponat. Es handelte sich um ein Skelett. Dilara vermutete, daß es von einem



Vogel von beachtlicher Größe stammte. Sie las die wenig aussagekräftige Inschrift auf einer Messingplakette, die unterhalb des Glaskastens angebracht war: „*Raphus cucullatus, Mauritius, 1690 ausgestorben.*“

Antediluvian beobachtete gespannt, welche Reaktion sie zeigen würde.

Als die Vampirin nur mit den Schultern zuckte, sagte er: „Du fragst dich, weshalb ich dich hierher gebeten habe. Ich möchte, daß du gewisse Entscheidungen, die ich treffe, verstehst. Der Vogel, dessen Skelett wir hier sehen, starb vor etwa hundert Jahren aus, weil er keine natürlichen Feinde kannte. Als der Mensch seinen Lebensraum betrat, war er vollkommen flugunfähig und so zutraulich, daß es keine hundert Jahre dauerte, bis er ausgerottet war.“

Er schwieg einen Moment. Trotz der Brille, die er noch immer trug, erkannte Dilara die Verbitterung auf seinen Zügen. Verbitterung nicht darüber, daß ein Tier ausgestorben war, sondern darüber, daß der Mensch immer wieder versucht hatte und versuchen würde, auch die vampirische Rasse auszulöschen.

„Die Menschen töten alles, was ihnen fremd oder schwach genug erscheint“, fuhr Antediluvian fort. „Wir müssen immer auf der Hut vor ihnen sein, Dilara. Das aber bedeutet nicht, daß wir uns vor ihnen verstecken. Sie werden uns immer finden! Egal, wie abgelegen unsere Zuflucht auch sein mag. Sie verfolgen und vernichten uns, wo immer sie unserer habhaft werden. Deshalb müssen wir über all ihre Schritte informiert sein. Wir dürfen ihnen weder vertrauen, noch dürfen wir unsere Fähigkeit, uns zu verteidigen, verlieren. Sie würden uns keine hundert Jahre geben. Dessen kannst du sicher sein.“

Dann berichtete er ihr von den Dingen, die er in Erfahrung gebracht hatte, und von deren Auswirkungen auf die Schattenwelt. „In diesen Tagen besteigt in Frankreich ein Mann den Thron, dessen unstillbarer Machthunger nicht nur den Menschen, sondern auch uns gefährlich werden kann. Den Feierlichkeiten wohnen diplomatische Vertreter aller Regierungen bei. Ich möchte, daß auch du daran teilnimmst.



Durch einen meiner Leute werde ich dir Zutritt zu allen Orten verschaffen. Ich weiß nicht, *was* dort geschehen wird, aber ich habe das Gefühl, *daß* etwas geschehen wird, und ich hätte dich gerne in der Nähe, um meine Interessen zu vertreten.“

„Ich verstehe. Wo wirst du dich aufhalten?“

„Ich werde nicht in der Nähe sein, falls du das meinst.“ Antediluvian hatte in der Vergangenheit immer wieder im Hintergrund agiert, wenn Dilara in seinem Auftrag unterwegs gewesen war. „Leider werde ich an anderer Stelle gebraucht. Eine ... interne Angelegenheit, zu der ich mich nicht näher äußern möchte.“

Dilara wußte, daß es wenig Zweck hatte, in den Nosferatu dringen zu wollen. Wichtige Geheimnisse verriet er immer erst dann, wenn sie längst keine mehr waren. Sie mußte sich mit dem begnügen, was er von sich aus preisgab. Und das war in diesem Fall mehr, als sie erhofft hatte.

Als sie das Museum verließen, wußte sie, daß ihr nur noch wenige Tage blieben, die Reisevorbereitungen zu treffen. Ihr Schiff würde Paris Anfang der darauffolgenden Woche verlassen.

Antediluvian verabschiedete sich von ihr mit der gewohnten Förmlichkeit. Als sie sich schon zum Gehen abgewandt hatte, drehte er sich noch einmal zu ihr um und sagte gerade so laut, daß nur sie es verstehen konnte: „Und noch eines, Dilara. Hüte dich nicht nur vor den Menschen, sondern auch vor unseresgleichen!“



Dilara trat vom Fenster zurück und zog die Vorhänge zu. Als sie sich umwandte, fiel ihr Blick auf das Kleid, das sie am Abend tragen würde.

Antediluvian hatte dafür gesorgt, daß sie nicht allein zur Krönungsfeier gehen mußte. Einer seiner Vasallen, ein Österreicher namens Friedrich Esterhazy, sollte sie begleiten.



Dilara versuchte, sich den Mann vorzustellen. Wahrscheinlich handelte es sich um einen der blutleeren Greise, mit denen Antediluvian sich am liebsten umgab. Sie mußte an den Ältestenrat der Nosferati denken, der ihr nie wohlgesonnen gewesen war und zum größten Teil aus ebensolchen alten Narren bestand.

Dilara seufzte. Es wurde Zeit, Vorbereitungen zu treffen. Sie fragte sich, wie es ihr gelingen sollte, die Korsage ohne Hilfe einer Zofe zu schnüren. Vermutlich würde sie keine Luft mehr bekommen, wenn sie dieses Ding trug.

2. Kapitel

WIENER BLUT

Frankreich, Paris, Mai 2007, Rue des Pyramides

Dilara erwachte mit einem Keuchen, das auch Calvin sofort aus seinem oberflächlichen Dämmerzustand riß. Ihr Schlaf glich kaum noch dem der Sterblichen. Eigentlich benötigten sie ihn ebensowenig wie gewöhnliche Nahrung. Doch Calvin und Dilara hatten es beibehalten, sich in regelmäßiger Folge zur Ruhe zu betten, um geistige Kraft zu schöpfen.

„Ist alles in Ordnung?“ fragte Calvin besorgt und beugte sich über Dilara.

Sie nickte benommen. „Ich habe nur geträumt.“

Calvin setzte sich auf. „Scheint kein angenehmer Traum gewesen zu sein.“

„Doch, im Grunde schon. Es ist nur ... ich hatte das Gefühl, daß ich mich an etwas erinnerte, was für uns von Bedeutung sein könnte.“



Calvin horchte auf. Es war nicht das erste Mal, daß Dilara in der Vergangenheit Dinge erlebt hatte, die gegenwärtige Ereignisse beeinflussen. Seltsamerweise war vieles davon in den Untiefen ihres Geistes verschüttet. Geradezu, als habe jemand ihr Gedächtnis manipuliert. Die Vampirin selbst war der Auffassung, Antediluvian müsse hinter dieser Blockade stecken. Doch auch nach der Vernichtung des Nosferatu hatte sie keinen besseren Zugang zu ihren Erinnerungen erlangen können.

„Ich hatte einen Traum, aber es war eigentlich kein Traum.“

„Dachte ich es mir!“ murmelte Calvin. „Was war es diesmal?“

„Du solltest lieber fragen, *wann* es war.“ Dilara schien angestrengt nachzudenken. „Zufällig kann ich es diesmal ganz genau sagen. Ich war nämlich bei der Krönung Napoléons mit dabei ...“



Frankreich, Paris, 02. Dezember 1804, Notre-Dame

Friedrich Esterhazy holte sie aus der *Auberge St.-Etienne* ab, als es zu dämmern begann. Er gab sich keine Mühe, das Wohlgefallen zu verbergen, das ihr Anblick bei ihm hervorrief.

Doch auch Dilara wurde durch das äußere Erscheinungsbild ihres Begleiters positiv überrascht.

„Friedrich Maria Esterhazy“, stellte er sich ihr vor, während seine blauen Augen in der Farbe eines Sommerhimmels leuchteten und die Lichtreflexe in seinem gewellten Haar sie an ein Kornfeld erinnerten.

Dilara musterte den jungen Mann eingehend. Er war nicht älter als sie zu dem Zeitpunkt gewesen war, da Antediluvian ihr den Kuß der Verdammnis gespendet hatte, um sie vor dem sicheren Tod zu retten. Inzwischen wußte die Vampirin längst, daß er selbst sie zuvor durch sein teuflisches Treiben an den Galgen gebracht hatte.

„Friedrich Maria? Was für ein seltsamer Name ...“, sagte sie.



„Nicht da, wo ich herkomme“, Esterhazy rückte nervös seine Uniformjacke zurecht. „Doch ... wir wollen uns auf dem Weg zur Feier unterhalten. Der Abend ist noch lang!“

Er legte Dilara einen schweren Umhang aus grauem Pelz um die Schultern und stieg mit ihr die enge Treppe hinab.

Vor der Herberge herrschte reger Betrieb. Es hatte wieder zu schneien begonnen, und die klamme Kälte reinigte die Luft, und Dilara atmete tief durch, um die Ausdünstungen des alten Hauses aus ihren Lungen zu vertreiben.

Esterhazy schritt weit aus, als befürchte er, zu spät zum Fest zu kommen. Er erzählte Dilara, daß er sich bereits einige Wochen in Paris aufhielt. Sie betrachtete den jungen Mann von Zeit zu Zeit verstohlen von der Seite und fragte sich, wie Antediluvian ihn wohl für sich gewonnen hatte und ob er gar der gleichen Blutlinie angehörte wie sie selbst.

Der Österreicher wirkte seltsam unbekümmert und draufgängerisch. Er paßte nicht so recht in das Umfeld des gestrengen Uralten.

Sie hatte das unbestimmte Gefühl, daß er erst vor nicht allzu langer Zeit den Kuß der Verdammnis erhalten hatte.

Das Gedränge in den Straßen nahm zu, je näher sie der Kirche *Notre-Dame* kamen.

Dilara verspürte eine fieberhafte Erregung in sich. Selbst in ihrem beinahe unsterblichen Leben gehörte es nicht zu den Alltäglichkeiten, einer Kaiserkrönung beizuwohnen, die eigentlich einem erlesenen Kreis vorbehalten war.

Die Feierlichkeiten hatten schon in den frühen Abendstunden des Vortages begonnen. Artilleriesalven hießen die Besucher willkommen, Bengalische Feuer auf den Hügeln der Stadt erhellten den Nachthimmel mit ihrem gespenstischen Licht.

In solchen Augenblicken verspürte Dilara Sehnsucht nach einer ihr verwandten Seele, nach einem Gefährten, mit dem sie ihr unsterbliches Leben teilen könnte – und all ihre Gefühle, Ängste und Wonnen. Doch den schien Antediluvian ihr nicht zu gönnen. Wo immer er es vermochte, schottete er sie ab. So ungnädig er sie zu seinem Zwecke



in der Weltgeschichte herumbefehlige, so sehr mißfielen ihm ihre privaten ‚Ausflüge‘, wie er es zu bezeichnen pflegte.

Dilara war in dieser Nacht nicht zur Ruhe gekommen. Sie hatte sich davongeschlichen und war durch die Dunkelheit geirrt, in der sie sich heimisch und fremd zugleich fühlte. Erst als sie hastig ein Opfer geschlagen und gierig das frische, warme Blut getrunken hatte, ließ ihre innere Zerrissenheit nach.

„Gebt acht, wir sollten einander nun nicht mehr aus den Augen verlieren. Euch hier wiederzufinden, käme der sprichwörtlichen Suche nach der Nadel im Heuhaufen gleich ...“ Esterhazy wirkte mit einem Mal angespannt. Sie hakte sich bei ihm ein und genöß das Gefühl von Halt, das er ihr gab.

Bald erreichten sie *Notre-Dame*.

Dilara wußte, daß die Seitenportale der Kirche bereits um sechs Uhr morgens geöffnet worden waren und daß die Bürger der Stadt, die der Zeremonie beiwohnen wollten, Eintritt zahlten. Das allerdings hatte den Andrang der Schaulustigen nicht im Geringsten gemindert. Es fiel ihr schwer, die Zahl der Menschen zu schätzen, die der Ankunft der prächtigen Karossen entgegenharrten, die zu dem Gefolge des Papstes, des Kaisers oder des Erzkanzlers des Heiligen Römischen Reiches zählten und sich mühsam ihren Weg bis auf den Platz vor der Kathedrale bahnten. Sie hatte gehört, daß Napoléon sogar einige Gebäude hatte abreißen lassen, um diesen Platz zu vergrößern.

Dilaras Blick wanderte weiter die Fassade der *Notre-Dame* entlang. Ein Teil war mit einem gigantischen Triumphbogen verkleidet, der Napoléons Wappen trug – einen Adler. Dilara fühlte sich diesem Tier von je her verbunden, weil es für Macht, Stärke und Unabhängigkeit stand. Attribute, welche die Vampirin schätzte.

Die Würdenträger verließen ihre Kutschen und nahmen – einer feierlichen Prozession gleich – in der Kathedrale die ihnen zugedachten Plätze ein. Nur leises Getuschel war hin und wieder zu vernehmen, das gänzlich verstummte, als die Feierlichkeiten mit dem Einzug Pius’ VII. ihren Anfang nahmen. Der Papst schritt würdevoll, begleitet von einer



Ehrengarde, unter einem Baldachin, der von vier Geistlichen getragen wurde, durch eine Gasse von Bischöfen, Erzbischöfen und Kardinälen zum Mittelgang.

Dilaras Blick blieb an der kostbaren Tiara hängen, die der Papst auf dem Kopf trug. Bereits in ihrem Leben als Sterbliche hatte sie allen überflüssigen Prunk verachtet. Sie sah, wie Pius VII. die Anwesenden segnete und zum Altar schritt, während die knapp fünfhundert Musiker *Notre-Dame* mit ihren orchestralen Klangfolgen erfüllten. Dilara fühlte einen angenehmen Schauer über ihren Rücken ziehen. Die Akustik der Kathedrale war so erstklassig, daß Dilara das Gefühl hatte, jeder einzelne Ton dringe in sie ein.

Pius VII. blieb vor dem Altar stehen, sprach ein Gebet und wurde dann zum Thron geleitet, der in einer Nische stand, geschmückt mit dem päpstlichen Wappen.

Der Papst schloß die Augen und betete erneut.

So wie die Anwesenden.

In stiller Andacht vertieft warteten sie auf Josephine und Napoléon und ihr Gefolge.

Zu diesem Zeitpunkt befanden sich die beiden im benachbarten Palast des Erzbischofs, um den Krönungsornat anzulegen und sich für die Zeremonie herzurichten.

Als sie, umschmeichelt von den Klängen des Orchesters, die Schwelle der *Notre-Dame* überschritten, ergriff auch Dilara eine fieberhafte Erregung, und sie vergaß vollends, daß sie eigentlich nicht an diesen Schauplatz gehörte. Sie verfolgte mit, wie Napoléon niederkniete, ein kurzes Gebet sprach und dann auf die beiden Throne zging, die im Altarraum vor den Betschemeln aufgestellt waren.

Dilara hielt förmlich den Atem an, als der Kaiser die Hand auf das Evangelium legte und gelobte: „Ich werde die Gesetze anwenden, meinen Untertanen Gerechtigkeit widerfahren lassen, den Frieden der Kirche Gottes nach dem Gutachten treuer Räte bewahren und darüber wachen, daß die Päpste die ihnen nach den heiligen Kirchengesetzen gebührende Ehrfurcht genießen.“



Dilara setzte sich noch aufrechter. Sie beugte sich etwas vor, um besser sehen zu können, wie der Papst zuerst Stirn, Arme und Hände des Kaiserpaares salbte, dann Krone, Schwert, Zepter und die übrigen Insignien.

Das Kaiserpaar näherte sich würdevoll dem Altar. Napoléon stieg die Stufen hinauf, nahm das Schwert in Empfang und gürtete es. Anschließend drehte er sich zu Pius VII. herum und nahm von ihm die Krone entgegen – jede Bewegung dabei auskostend.

„Er ist ein Meister der Selbstinszenierung“, dachte Dilara bewundernd und sah, wie er mit der Linken das Schwert an sein Herz drückte und sich danach mit einer theatralischen Geste die Krone selbst auf das Haupt setzte.

Den Anwesenden entfuhr ein leises Murmeln.

Napoléon hatte sich währenddessen zu Josephine herumgedreht, musterte sie mit feierlicher Miene und setzte ihr die Krone der Kaiserin auf.

Dilara konnte sich kaum mehr auf ihrem Platz halten, als Napoléon seiner Gattin den Arm reichte, sie die Längsachse des Kirchenschiffs hinunterführte und die Stufen zum Thron beschritt, an dessen Podest die Vasallen des Kaisers ihre Ehrenplätze einnahmen.

Das Murmeln um Dilara herum verstummte, als Pius VII. die rechte Hand zur Segnung hob und sagte: „Vivat in aeternum semper Augustus!“

Napoléon, die Krone auf dem Haupt, die Hand auf der Bibel, antwortete mit heiserer Stimme: „Ich schwöre, die Unversehrtheit des Staatsgebietes der Republik zu erhalten ...“

Dilara war es plötzlich, als wohne sie einer Theatervorführung bei. Es erschien ihr nicht *echt*, in dem Sinne wie sie es verstand. Die fieberhafte Erregung, die sie bisher an den Ort gefesselt hatte, fiel jäh von ihr ab. Sie fühlte die Grenze zwischen den Menschen um sich herum und ihrer eigenen Unsterblichkeit körperlich.

Sie war keine mehr von ihnen, mochte sie auch noch so oft unter ihnen wandeln und weilen, gar wenige Freundschaften pflegen.



Sie gehörte nicht mehr hierhin!

Vielleicht tat Antediluvian wohl, sie abschirmen zu wollen?

In diesem Moment rief der Anführer der Waffenherolde mit lauter Stimme: „Der glorreichste und erhabenste Napoléon, Kaiser der Franzosen, ist gekrönt und eingethront. Es lebe der Kaiser!“

Ein Sturm der Emotionen entlud sich in der tausendfachen Wiederholung dieses Rufes, Geschütze donnerten los, um aller Welt zu sagen: Napoléon ist gekrönt worden!

Dilara ließ all das plötzlich seltsam unberührt. Sie fühlte sich wie in einem Traum gefangen, in dem sie selber im Gegensatz zu allen anderen Protagonisten nicht wirklich war. Aus weiter Ferne drang der Jubel an ihr Ohr. Auch Esterhazy, der neben ihr stand und begeistert applaudierte, gehörte noch in diese fremde andere Welt, in der sie nichts verloren hatte.

Wenn sie jetzt versuchte, einen dieser anderen zu berühren, würde ihre Hand hindurchgleiten wie durch einen Geist.

In diesem Augenblick spürte Dilara, daß nicht nur sie selbst die Menschen beobachtete, sondern daß auch der Blick eines anderen auf ihr ruhte.

Er trug eine schwarze Uniform mit goldenen Knöpfen, die die Lichter in der Kirche so hell reflektierten, daß sie in Dilaras Augen schmerzten. So sehr, daß sie sich kaum auf sein Gesicht konzentrieren konnte.

Sein Haar war blauschwarz und mit Pomade glatt zurückgekämmt. Unter einer hohen Stirn funkelten in tückischem Schwarz schmale Augen, die eine asiatische Herkunft erahnen ließen. Wenn sie das Fenster zu seiner Seele waren, verhiessen sie nichts Gutes. Seine Nase war spitz und leicht nach unten gebogen, die Lippen farblos, der Mund wie eine schmale Narbe.

Sie konnte nicht sagen, was es war, aber etwas an der Erscheinung des Mannes ließ Dilara frösteln.

Er war kein Schattenweltler. Das hätte sie gespürt. Doch da war etwas anderes. Eine Art magischer Aura, fremd und bedrohlich.



Der Mann schien sich in einem Zustand zu befinden, der dem Dilaras auf merkwürdige Weise ähnelte. Er paßte genausowenig hierher wie sie selbst. Ein Lächeln stahl sich auf seine Züge, dann wandte er den Blick ab und widmete sich dem Fortgang der Krönungszeremonie, die sich nun ihrem Ende zuneigte.

Dilara wollte plötzlich nur noch fort. Sie fiel zurück in die Wirklichkeit und erschrak, als sie die Vitalität der Menschenmasse um sich herum fühlte.

Während Napoléon und Josephine unter Jubelrufen aus der Kirche und zu ihrem festlich erleuchteten Palast zogen, verließ Dilara ihren Platz und verschwand im Dunkel der Nacht, gefolgt von Friedrich Esterhazy, der sie auf dem Kirchenvorplatz einholte.

„Warum seid Ihr davongelaufen?“ fragte er atemlos. „Beinahe hätte ich nicht einmal bemerkt, daß Ihr gegangen seid.“

„Ich ...“, sie konnte es ihm nicht sagen. Er hätte sie für verrückt erklärt. „Die Luft war so stickig. All die Menschen ... der Weihrauch.“

Esterhazy grinste wie ein kleiner Junge. „Dann geht es Euch also nach all den Jahren immer noch so. Und ich dachte, das läßt mit der Zeit nach. Ich muß gestehen ... so richtig wohl gefühlt habe ich mich auch nicht. Kommt, wir wollen einen Spaziergang an der frischen Luft machen und dann zusehen, daß wir rechtzeitig im Festsaal eintreffen.“

Und während die beiden – für einen fremden Beobachter einem Liebespaar nicht ganz unähnlich – sich ihren Weg durch den dichter fallenden Schnee bahnten, vorbei an Tavernen, in denen längst schon gefeiert wurde, berichtete er ihr, daß ein Saal allein die vielen geladenen Gäste nicht hätte aufnehmen können. Daher waren die Festlichkeiten auf mehrere Säle verteilt worden. Esterhazy war es dank Antediluvians Einfluß gelungen, zwei Einladungen zu einer der wichtigsten Feiern zu ergattern.

Seit ihrer Verwandlung war Dilara kaum noch kälteempfindlich. Friedrich Esterhazy führte sie zum Ufer der Seine, auf der einige festlich beleuchtete Kähne trieben. Über eine Brücke gelangten sie ans



andere Ufer und zu einem Park, dessen Büsche und Statuen unter der Schneedecke wie Wesen einer fremden Welt wirkten. Im Licht des Mondes, wo es zwischen den dichten Wolken hindurchdrang, waren alle Konturen überdeutlich zu erkennen, und der Schnee glitzerte blau.

Über eine andere Brücke kehrten sie nach *Notre-Dame* zurück, passierten diese und näherten sich ihrem Ziel.

Der Saal befand sich in einem erst kürzlich errichteten Theatergebäude, dessen Fassade von mächtigen Karyatiden und Atlanten geziert wurde, und das nur wenige Straßenzüge von der Kirche entfernt lag. Die hohen Fenster waren hell erleuchtet. Leise Orchestermusik war zu hören.

Am Eingang mußten die beiden Neuankömmlinge ihre Einladungen vorzeigen. Erst dann wurden sie eingelassen.

Esterhazy, der sich hier auszukennen schien, führte Dilara zu einer breiten Galerie, von der aus sie weite Teile des Raumes überblicken konnten. Er machte sie auf die seiner Meinung nach wichtigsten Gäste an diesem Abend aufmerksam.

„Mohammad, den ältesten Sohn Sultan Mulai Sulaimans von Marokko seht Ihr dort drüben in der Gesellschaft des Grafen Wladimir von Kiew, der als Gesandter des russischen Zaren Alexander I. gekommen ist und sich vortrefflich mit Estella, einer Nichte König Karls IV. von Spanien unterhält. Etwas weiter links ist Gustave Montfort, ein reicher Pariser Kaufmann, in ein Gespräch mit den Abgesandten des Sultans Selim III. vertieft, der über das Osmanische Reich herrscht. Nun, am Rande dieser Feier werden gewiß noch weitere Handel getätigt. Daß ich als Wiener kein gutes Verhältnis zu den Türken pflege, werdet Ihr verstehen ...“

Esterhazy ließ seinen Blick über die Menge schweifen. Er ergriff sanft Dilaras Arm und führte sie zurück zu der breiten Treppe, die sie heraufgekommen waren.

„Und dort ist auch schon unser österreichischer Botschafter, der, wie ich beiläufig erfuhr, gestern eine interessante Unterredung mit Monsieur Napoléon führte. Etwas weiter entfernt könnt Ihr zwischen einer



Gruppe junger Damen Mister John Diggins entdecken, den der amerikanische Präsident Jefferson gesandt hat. Ja, auch in der Neuen Welt interessiert man sich nach wie vor für die Dinge, die hier geschehen. Und nicht weit von ihm entfernt Lord Middlestew, der in den Diensten des britischen Königs Georg III. steht.“

„Wer ist dieser Mann dort?“ Dilara zeigte auf einen dunkelhäutigen, vermutlich arabischstämmigen, hochgewachsenen Menschen, der einen weißen Anzug trug.

„Ihr habt ein gutes Auge! Es ist Schah Fath Ali von Persien, der höchstpersönlich zu den Feierlichkeiten angereist ist. Und der Mann in der schwarzen Soutane ist ein enger Vertrauter Papst Pius’ VII., der offenbar auch nichts dem Zufall überlassen will.“

„Wie ist es möglich, daß Vertreter so vieler Länder hier aufeinandertreffen und miteinander reden, die sich in langjähriger Feindschaft, wenn nicht gar im Krieg gegeneinander befinden?“ Dilara hatte Mühe, Friedrich Esterhazy nicht aus den Augen zu verlieren. Inzwischen hatten sie den Saal erreicht, der nun voller Gäste war.

Esterhazy wartete, bis sie aufgeholt hatte. „Das ist die hohe Kunst der Diplomatie! Morgen mögen sie sich auf dem Schlachtfeld gegenüberstehen, doch heute scherzen und feiern sie miteinander!“

„Verstehe einer die Menschen!“ Dilara hatte diesen Satz kopfschüttelnd für sich selbst gemurmelt, doch Esterhazy hatte ihn ebenfalls gehört und lächelte ihr zu. Aber das Lächeln gefror plötzlich auf seinen Zügen.

Er blieb stehen.

Dilara sah, wem sein Blick galt.

„Baron Radomir von Szornek. Er ist ein guter alter Bekannter von mir ...“ Aber die Art und Weise, in der Esterhazy dies sagte, ließ den Verdacht aufkommen, daß er den Baron nicht zu seinen Freunden zählte. „Ich wußte, daß er in Paris weilt. Bin ihm auf dem Weg hierher begegnet. Aber ich hoffte, dabei würde es bleiben. Kommt, vielleicht gelingt es uns ... zu spät, er hat uns bereits entdeckt.“

„Friedrich Esterhazy!“ Der Baron hatte einen ausgesprochen lang-